



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Rund um den Collmberg. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Edna wiederfindet, mit der er sich nun in der Heimat, die wie die übrige Kulturwelt infolge einer wegen der allgemeinen Greuel ausgebrochenen Welt-epidemie — der „rote Tod“, der schwarze war ja schon einmal da — fast ausgestorben ist, durch Gründung einer Familie an dem zur Notwendigkeit gewordenen Nomadenleben der Überreste der Menschheit beteiligt. Das ist in Umrisslinien das Phantasiemal, das Wells seinen Lesern entrollt, das sich wahrscheinlich an den Sensationserfolgen von „Seestern“, „Bansai“ u. a. entzündet hat, aber an sachlicher und militärischer Kenntnis weit hinter diesen Romanen zurückbleibt. Nur einem militärfremden Briten konnte es überhaupt in den Sinn kommen, einer deutschen Heeresleitung zuzutrauen, daß sie einen kriegerischen Überfall unternehmen werde, der nach dem ersten Erfolge schon an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitern muß. Dergleichen mag in Burenkriegen möglich sein, aber die deutschen Heeresleiter haben solche Kurzsichtigkeit noch nie gehabt. An ähnlichen militärischen Unwahrscheinlichkeiten ist die gesamte Darstellung reich, sie zeigt überhaupt keine Ahnung von dem eminent friedlichen Einfluß der allgemeinen Wehrpflicht. Das ist auch nicht anders möglich bei einem Volke, das keine Erfahrung und Empfindung von der persönlich geleisteten Pflicht der Vaterlandsverteidigung besitzt und darum in neuester Zeit zwischen der komisch wirkenden Furcht vor feindlichen Überfällen und der kaum minder lächerlichen Überhebung: für uns die Dreadnoughts, für euch die Abrüstung — hin und her pendelt. Im übrigen ist der Roman so fesselnd geschrieben, daß man ihn, auch wenn man längst über die zugrunde liegenden Irrtümer klar geworden ist, doch zu Ende liest. Für solche Friedensfreunde, die die Realitäten der Welt auch nicht kennen, mag er vielleicht ein Labfal sein. Für andre Leser wird aber der Eindruck dahin gehn: Schade, daß sich ein so begabter, humor- und phantasievoller Schriftsteller einen Stoff gewählt hat, dem nur eine vielverbreitete, jedoch unhaltbare Theorie, nicht aber ausreichende Sachkenntnis zugrunde liegt. Jules Verne hat es seinerzeit besser verstanden. -v-



Rund um den Collmberg

Von Otto Eduard Schmidt

2



ir wandern nicht auf dem gewöhnlichen blau gezeichneten Wege dem Berge zu, sondern gehn rechtwinklig zu der Wermsdorf-Dschager Straße am Gasthof zum Lindenbaum vorüber in nordöstlicher Richtung in den Wald und immer auf diesem Wege schnurgerade weiter. Nach einer Stunde kommen wir an eine Lichtung: vor uns liegt ein dichter und heimlicher junger Wald, über den sich wie ein ruhender Löwe das langgestreckte Massiv des Collms erhebt. Es ist der Punkt, wo unser die Abteilungen 90 und 91 trennender Weg rechtwinklig geschnitten wird von einer der nach Südosten laufenden Alleen, die im Volksmunde die „alte Neun“

heißt. Links vom Schnittpunkte im Dickicht des Stangenholzes liegt eine kleine Festung. Sie besteht aus einem etwa 1 Meter tiefen trocknen Graben, hinter dem sich kreisförmig ein etwa 4 Meter hoher, oben scharf wie eine Zahnreihe laufender Wall erhebt, hinter dem Wall folgt wieder ein Graben, der je nach der Jahreszeit mit Wasser oder schilfigem Sumpf gefüllt ist, dann eine fast kreisförmige Platte von reichlich 20 Metern Durchmesser, die also ringsum durch einen Wall und doppelten Graben geschützt ist. Zwei Tore führen durch den Wall in den Wassergraben, die sich im Ernstfalle durch Palisaden sperren ließen. Die Plattform besteht aus aufgeschichteten großen Feldsteinen, die an vielen Punkten zutage liegen, weil hier vielfach nach Schätzen gegraben worden ist. Ob auf der Platte früher ein Steinhaus gestanden hat, ist nicht zu ermitteln; ich wenigstens habe keine Spuren von Kalk oder Mörtel gesehen. Vermutlich stand auf der Plattform, die für dreißig bis vierzig Menschen ein Asyl bot, in alter Zeit nur ein hölzerner Turm. Wer hat diese sonderbare kleine Festung gebaut? Sie erinnert in der Form der Anlage am meisten an die slawischen Regelburgen der Zeitzer Gegend, die Brindmann beschrieben hat. Eine ähnliche Anlage, nur etwas größer, war zum Beispiel Egoldshain bei Zeitz, das auf der kegelförmigen Plattform einen hölzernen Wartturm trug. Diese Burgen wurden, bevor man die steinernen Burgen erbauen lernte, auch von den deutschen Eroberern benutzt, und es ist wohl möglich, daß die fast in einer schnurgeraden Linie liegenden Befestigungen am Kirchteich, unsre Regelburg und die Ringburg Altoschütz zusammen ein kleines Festungssystem bildeten, das den Deutschen einen alten Heer- und Handelsweg quer durch den zwischen den Gauen Chutizi und Daleminzi liegenden Grenzwald offen halten sollte. Doch das sind nur unsichere Vermutungen. Licht in das Dunkel dieser und anderer alten Befestigungen der Gegend kann erst eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen vorgenommene Ausgrabung bringen, die dringend zu wünschen ist.

Vom „wüsten Schloß“ verfolgen wir unsre Wegrichtung noch ein Stück weiter, bis wir auf die rechtwinklig dazu laufende Allee, die „alte Zehn“ kommen, auf ihr gehn wir rechts nach Südosten weiter, überschreiten in tiefer grüner Wald-einsamkeit zweimal den bei Calbig in die Lupa fließenden Grabenbach und berühren zwischen den Waldabteilungsnummern 98 und 103 den blau gezeichneten Collmbergweg, den wir nun nach links aufwärts verfolgen. Nach einer Stunde erreichen wir im Schein der Nachmittagssonne den Gipfel des Berges (314 Meter). Hier oben ist eine wonnige Nist. Man sitzt unter den hohen Eichen- und Lindenstämmen, an denen die Goldaugen des durch die Zweige dringenden Sonnenlichts auf und nieder steigen. Das kleine altwätersche Gasthaus sorgt für gute Bewirtung. Ein auf der Mitte der Kuppe aufgestellter grün-weißer Holzpavillon chinesischen Stils stammt aus dem Walde zu Füßen des Berges und erinnert an die fröhlichen Hofs-jagden, die ihn einst belebten. Das schönste aber ist doch der Ausblick von dem mächtigen steinern Turm, den wir auf einer rund um den Kern geführten offenen Wendeltreppe ersteigen. Nach Westen zu sieht man die Türme von Leipzig und das neue Völkerschlachtdenkmal wie eine Fata Morgana über der Ebene schweben, im Norden schaut man weit nach Preußen hinein, im Osten sieht man die Spitzen der Meißner Dombürme und im Süden bei ganz klarem Wetter die Ruinen des Schlosses Frauenstein im Erzgebirge. Besonders anmutig ist der Vordergrund: die welligen grünen Wipfel des Eichenwaldes, zu dessen Füßen sich das gartenreiche Dorf Collm in die Falten des Berges schmiegt, und daran anschließend der stundenweite dunkle Tannenforst, aus dem der Schloßturm von Hubertusburg und der Spiegel des Horstsees herausgrüßen. Wir denken der Zeit, wo noch die Heiden-götter unsern Berg umschwebten und der Wald noch als ein breiter zusammenhängender schwarzer Streifen von der Elbe bei Torgau südwärts bis zur Mulde

und von da längs der Chemnitz südwärts bis zum Kamm des Gebirges lief, der alte Grenzwald zwischen den Gauen Chutzzi und Daleminzi. Wenn nun heute zwischen der Torgau-Dahlener Heide und der Muzschener Heide, in deren Zentrum wir stehen, ein stundenbreiter Gürtel von hellem Ackerlande liegt, aus dem die weißen Kirchtürme wie Schutzherrn ihrer Dörfer hervorstechen, so erhebt sich wie von selbst die Frage: Wann und wie ist das gesegnete Land, das wir von unsrer Höhe aus überblicken, deutsch und christlich geworden? Ein nachdenkliches Stündlein auf der weitschauenden Plattform des Turmes sei der Beantwortung dieser Frage gewidmet.

Wenn man nicht die in den landläufigen Lehrbüchern vertretenen Meinungen kritiklos annimmt, sondern auf die wirklichen Urkunden und echten Monumente zurückgeht, so ergibt sich, daß sich das Christentum in dieser Landschaft viel länger verbreitet hat, als man noch vor zwanzig Jahren annahm. Drei Marksteine in der äußern Geschichte des Landes bezeichnen zugleich die Epochen der Christianisierung: 928 die erste Eroberung der Landschaft zwischen Elster und Elbe durch die Deutschen, ausgedrückt in der Gründung der königlichen Burg Meißen, 965 die Einsetzung eines besondern Markgrafen und die Gründung der drei Bistümer Zeitz, Merseburg, Meißen 968, und die Verleihung der Mark an Konrad von Wettin 1123.

In der ersten dieser Epochen (928 bis 968) ist das Christentum nur sporadisch vorhanden, es beschränkt sich auf die deutschen Besatzungen der wenigen Burgen des Landes, die die Flußübergänge decken, wie: Zeitz an der Elster, Rochlitz und Colditz an der westlichen Mulde, Döbeln und Leisnig an der östlichen Mulde, Wurzen, Püchau, Eilenburg an der vereinigten Mulde, Meißen und Strehla an der Elbe. Den Gottesdienst in diesen Burgen besorgten deutsche Priester, die mit der wechselnden Besatzung kommen und gehen, mit ihr Freud und Leid, Not und Tod teilen und gelegentlich auch den Versuch machen, den umwohnenden Slawen das Christentum zu predigen. Wir wissen zum Beispiel, daß ein solcher Sendbote in der Nähe von Colditz von den Heiden erschlagen wurde, daß sich die erste Christenkirche dort über seinem Grabe erhob und wegen dieses Märtyrers besonders Ansehen genoß. Aber nur einer von diesen wackeren Männern tritt für uns aus der Namenlosigkeit hervor: Bosso von Regensburg. Ich mußte an ihn denken, als ich vor kurzem vor dem stimmungsvollen romanischen Portal von St. Emmeran in Regensburg stand. Aus diesem Kloster der alten Donaustadt zog er aus auf persönlichen Befehl des Kaisers Otto und wurde der Feldprediger der deutschen Burggemeinde von Zeitz: drei Ortsnamen halten sein Andenken fest: Bosau, Bosendorf und Bosenrod bei Zeitz. Bosso hatte schon vor der Gründung der Bistümer des Wendenslandes mit der Wendemission begonnen; er lernte die wendische Sprache, um darin predigen zu können, und Kaiser Otto ließ ihm später: *quia vir venerabilis Bosso multum iam in eadem Sclavorum gente ad deum convertenda sudavit*, die Wahl, ob er Bischof von Merseburg oder von Zeitz werden wollte. Bosso wählte Merseburg und starb dort als Bischof im Jahre 970. Von ihm erzählt sein Nachfolger auf dem Merseburger Bischofsstuhl Thietmar, er habe die Wenden daran gewöhnen wollen, das Kyrie eleison zu singen, sie hätten sich auch scheinbar gefügt, aber zwei ähnlich klingende Worte ihrer Sprache dafür eingesetzt: *kyrki jolsa* („Die Erle steht im Busch“) und hätten dadurch die ihnen aufgezwungne Religion verspottet.

Die zweite Epoche wird durch die Stiftung der drei Bistümer Zeitz, Merseburg, Meißen eingeleitet, die große Tat des weitblickenden, christlich empfindenden Kaisers Otto vom Jahre 968. Aber der Erfolg dieser Gründung blieb zunächst weit hinter der Erwartung zurück. Der große Wendenaufrührer vom Jahre 982, die Einfälle der Polen, die zum Beispiel im Jahre 1002 das ganze Land, das uns zu

Füßen liegt, überrannt und bis zur Elster hin eroberten, machten die Verhältnisse in den wendischen Bistümern so unsicher, daß Bischof Eib (gestorben 1015) nicht in Meißen, sondern an der Westgrenze seiner Diözese, in Colditz in der Nähe des oben erwähnten Märtyrers begraben sein wollte. Ebenso wurde das Bistum Zeitz wegen der häufigen Bedrohung des Ortes durch böhmische und wendische Scharen um 1022 nach Naumburg, also von der Elster an die Saale verlegt. Gegen die Mitte des Jahrhunderts wurde es zwar friedlicher, und die ersten Klöster unsrer Landschaft wurden gegründet: Schmölln bei Altenburg 1066 durch die Kaiserin Agnes, Pegau 1095 durch Wiprecht von Groitzsch, Bosau bei Zeitz um 1114 und Riesa vor 1119 durch Bischof Dietrich von Naumburg, das Kollegiatstift Wurzen 1114 durch den Bischof Hertwig von Meißen. Aber für Riesa fanden sich lange Zeit keine Mönche — im Jahre 1168 nennt es Bischof Udo von Naumburg *quorundam negligentia pene desolatum**) —, und noch im Jahre 1140 hielt man es für nötig, das Kloster Schmölln wegen der Feindseligkeiten der Wenden westwärts nach Schulpforta bei Naumburg an der Saale zu verlegen. Daß es zu Anfang des zwölften Jahrhunderts noch wirkliche Empörungen der Wenden zu bekämpfen galt, beweist uns ein in einem Kloster der Erzdiözese Köln aufgefundener Brief des Erzbischofs Adalgot von Magdeburg und der ihm unterstellten Bischöfe an die Großen von Sachsen, Franken, Lothringen und Flandern aus der Zeit von 1107 bis 1108, in dem es heißt: „Es haben sich gegen uns erhoben und haben Macht erlangt sehr grausame Leute, die von Mitleid weit entfernt sind und sich ihrer unmenschlichen Bosheit rühmend die Kirchen Christi mit Götzendienst entheiligt und die Altäre zerstört haben, und was sich ein menschliches Herz zu hören scheut, das scheuen sie sich nicht gegen uns ins Werk zu setzen. Sehr oft dringen sie in unsre Gegend vor, und schonungslos rauben, morden, zerstören, foltern sie mit ausgefuchten Qualen. Manche enthaupten sie und opfern ihre Köpfe ihren Göttern, andern reißen sie die Eingeweide aus, nageln die abgehauenen Hände und Füße an und rufen: »Wo ist nun ihr Gott?« . . . Wenn man aber diese Raubzüge einstellen will, so schreien die Fanatiker unter ihnen: »Pripegala**») will es« . . . Deshalb, teuerste Brüder in Sachsen, Franken, Lothringen, Flandern, erhebt euch gegen die Feinde Christi. Hier könnt ihr eure Seelen erlösen und, wenn ihr wollt, die besten Wohnsitze gewinnen.“ Auch Hertwig, der Bischof von Meißen, hat diesen Brief gezeichnet, also galten die geschilderten Verhältnisse auch in Teilen seiner Diözese.

In dem letzten Satze des Briefes ist das Mittel genannt, das die wirkliche Christianisierung unsrer Landschaft herbeigeführt hat: eine stärkere Einwanderung deutscher Edeling und Bauern aus den altheutschen, westlichen Gegenden des Reichs. Sie wurde gefördert und gesichert durch die feste Hand, die seit 1123 die Regierung des Landes ausübte, durch Konrad den Großen von Wettin, von dem die Reihe der wettinischen Fürsten ohne Unterbrechung bis in unsre Tage geht.

Deshalb rechnen wir von diesem Jahre an die dritte Epoche der Christianisierung, die dann gegen das Jahr 1200 im wesentlichen abgeschlossen war. In dieser Zeit wanderten, herbeigerufen durch geistliche oder weltliche Grundherren, denen namentlich an der Steigerung der Bodenabgabe, des sogenannten Zehnten, gelegen war, ganze Scharen deutscher Bauern aus Thüringen, Franken, Bayern, Sachsen, Flandern in die unter einer geregelten Landesherrschaft mehr als früher befriedeten Gauen zwischen Elster und Elbe ein. Die Fluren der alten durch die frühern Kriege und Empörungen, auch durch schlechte Wirtschaft heruntergekommenen, teilweise sogar verödeten Slawen-

*) Cod. d. S. I, 2, 239. Nr. 350.

**) Pripegala ist ein dem römischen Priapus verwandter Gott der Fruchtbarkeit.

dörfer wurden ihnen eingeräumt; die bisherigen Besitzer, zu Hörigen (Deditgen) hinabgedrückt, behaupten nur den kleinern Teil der Dorfflur; so ist zum Beispiel Deutsch-Luppa das deutsche Bauerndorf neben der verkleinerten slawischen Siedlung Wendisch-Luppa. Aber auch zahlreiche Dörfer mit rein wendischen Namen bekamen damals eine vorwiegend deutsche Bevölkerung. Das klassische Beispiel dafür ist Rühren bei Wurzen, soviel ich weiß, das einzige Dorf unsrer Gegend, dessen Stiftungsurkunde erhalten ist. Hier haben wir endlich wieder einmal statt der Vermutungen festen Boden unter den Füßen, deshalb führe ich die wichtigsten Sätze des ehrwürdigen Schriftstücks, dessen Erhaltung wir dem in Wurzen gebornen Geschichtsforscher Schöttgen verdanken, in Übersetzung an: „Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Ich, Gerung, von Gottes Gnaden Bischof von Meissen, gebe den Gläubigen meiner und der folgenden Zeit bekannt, daß ich zu meinem ewigen Gedächtnis wackere Männer, die aus dem Lande Flandern ankamen, an einem unbebauten und fast von Einwohnern entblößten Ort angesiedelt habe, und daß ich ihnen und ihren Nachkommen zu festem, ewigem und erblichem Besitz das Dorf Coryn mit folgendem Rechte übergeben habe. Ich habe also den genannten Flandrern . . . dieses Dorf samt achtzehn Hufen mit aller Nutzung, die jetzt da ist oder in Zukunft da sein kann an bebautem Land und unbebautem, an Busch und Wald, an Wiesen und Weiden, an Wassern und Mühlen, an Jagd und Fischfang gegeben. Von diesen Hufen habe ich eine zehntenfrei der Kirche, zwei dem Gemeindevorstand, den sie Schultheiß nennen, zehntenfrei überlassen. Die übrigen fünfzehn Hufen zahlen jährlich dreißig Groschen und für das Gericht, das Ziv genannt wird, dreißig Pfennige. Von allem ihren Ertrag, außer von den Bienen und vom Flachse, geben die genannten Leute den Zehnten, und dreimal im Jahre reichen sie dem Vogt bei den Dingversammlungen, die er mit ihnen und bei ihnen mit einigen abhalten wird, die Zehrung. Zwei Drittel dessen, was bei dem Gericht des Vogts und des Schultheißen einkommt, werden dem Bischof, das dritte Teil dem Schultheißen gegeben. Von Zöllen sollen sie in meinen Gebieten frei sein, außer wenn der Zoll verpachtet ist. Brot und Bier und Fleisch sollen sie unter sich nach Belieben verkaufen, aber sie sollen in ihrem Dorfe keinen öffentlichen Markt halten. Im übrigen befreien wir sie von jeder Leistung für den Bischof, seinen Vogt, den Schösser und seine übrigen Leute.“ Dieses Ortsstatut für die Flamen von Rühren stimmt auffallend überein mit einem von Lamprecht*) mitgeteilten flämischen Statut der Bremer Gegend. Es ist also anzunehmen, daß die meisten der vereinbarten Bestimmungen von den Ansiedlern vorgeschlagen worden waren.

Aber nicht nur slawische Dörfer füllen sich damals mit neuem, deutschem Leben, sondern es werden auch neue deutsche Dörfer in den breiten Grenzwald hineingerodet und nach dem ritterlichen oder bäuerlichen, die Ansiedlung leitenden Lokator oder nach der Herkunft der Ansiedler benannt, so im Westen des Grenzwaldes Roherzhain, Thammenhain, Voigtzhain, Falkenhain, Fremdiswalde (Friedenswalde, Friedmanswalde), Sachsendorf, von Süden her Roda, Wermisdorf, Lamperzdorf, am östlichen Rande Lamperzwalde, Wellerswalde und noch viele andre, die später, besonders durch die Hussitenkriege, wieder verschwunden sind. An diesen Siedlungen haben, wie die weite Verbreitung des flandrischen Erbrechts in unsrer Gegend zu beweisen scheint, flandrische Bauern einen besonders großen Anteil gehabt. Für die Kirche und den Unterhalt des Pfarrers wurde, wie das Beispiel von Rühren zeigt, regelmäßig eine Hufe bestimmt; auf ihr wird die kleine Dorfkirche erbaut. Den ersten Pfarrer bringen sich die Bauern aus der Heimat mit, den zweiten erhalten

*) Deutsche Geschichte III, 358.

sie aus einem der geistlichen Stifter des Landes. Eben diese Stifter erfahren in dieser Zeit eine beträchtliche Vermehrung.

Um 1130 entsteht, durch Schenkung des Kaisers Lothar, die Benediktinerabtei Chemnitz, zwischen 1140 und 1150 das Zisterzienserkloster Altenzelle bei Rössen, eine Stiftung Konrads des Großen, die aber erst 1175 in Gebrauch genommen wurde, 1168 Kloster Bschillen (jetzt Wechselburg) an der Mulde, 1173 das Kloster bei Aue, 1192 das Zisterzienserkloster Buch bei Leisnig, 1205 das Augustinerchorherrnstift St. Alra in Meissen. Aber diese Klöster haben zur Christianisierung des Landes weit weniger beigetragen, als man früher meinte; sie kamen empor, erst als die Hauptarbeit schon getan war und haben sich weniger mit der Missionsarbeit als mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der von den Bauern geschaffnen Kultur befaßt. Eher noch könnte man den Bischöfen des Wendenlandes ein Verdienst zuschreiben, haben sie doch wie Gerung um Wurzen, Walram von Raumburg um Strehla auf ihren Obländereien flämische Kolonisten angesiedelt und dadurch auch Kirchen schaffen helfen, haben sie doch in einzelnen Fällen wie zum Beispiel Dietrich von Raumburg 1122 dem ersten Pfarrer in Plauen im Vogtlande die Wendenmission geradezu als Pflicht auferlegt. (Hauc IV, 24 und 561.) Aber sie verfolgten auch hier neben den geistlichen Rücksichten grundherrliche Interessen; sonst hätten sie schon vorher die Missionsarbeit mit ganzer Kraft anfassen müssen. So ist denn der Sieg des Christentums zwischen Elster und Elbe vorzugsweise der deutschen Besiedlung des Landes und der langen, geräuschlosen Arbeit der Dorfpfarrer zu danken, die die noch heidnischen Wenden ihrer Parochie durch Vorbild, Predigt und Ermahnung zum Christentum bekehrten und dadurch eine spätere Verschmelzung der deutschen und der slawischen Volksteile vorbereiteten. Von einer Gleichberechtigung der Slawen und der Deutschen war nicht die Rede, nur durch völlige Anpassung an die Deutschen in Religion, Sprache und Sitte konnte der slawische Nachwuchs im dritten oder vierten Gliede die Herrenrechte des Siegers erwerben; noch im fünfzehnten Jahrhundert galt der Ausdruck „Slawe“ als ein entehrendes Schimpfwort.

Die drei Epochen der Christianisierung lassen sich auch in der Geschichte des Kirchenbaus und der christlichen Kunst unsrer Landschaft wiederfinden. Von den nur aus Holz errichteten Kapellen, in denen sich die christliche Besatzung der ersten deutschen Burgen zum Gottesdienst versammelte, ist begreiflicherweise nichts übrig. Von der zweiten Epoche (968 bis 1123), einer Zeit, in der an den Mittelpunkten christlichen Deutschtums unsers Landes schon die ersten Steinkirchen gebaut wurden, sind immerhin einige Werkstücke und Bautelle vorhanden: so das in einem überaus feinen, schlanken Bogen aus roten und weißen Steinen gefügte Portal der Leisniger Burgkapelle (etwa von 1050) und die sorgfältig aus Granitbruchsteinen ausgeführten Grundmauern des ersten Meißner Domes, einer romanischen Basilika, von der soeben der neue Dombaumeister Professor Hartung einen ansprechenden Rekonstruktionsversuch veröffentlicht hat. Ferner gehören dieser Epoche die sogenannten Karner (carnarium) an, kleine kreisrunde Kapellen nach Art des Grabmals des Theoderich in Ravenna oder der achteckigen Kapelle des Goslarer Kaiserhauses. Die Umfassungsmauern eines kreisrunden Karners sind in Grotzsch übrig, der Residenz des Grafen Wiprecht (um 1100), andre, zum Beispiel in Altoschütz, Knautnaundorf, Gohlis bei Strehla, Lauterbach bei Grimma, haben sich dadurch erhalten, daß sie in eine spätere größere Kirchenanlage mit eingebaut wurden.

Und noch eins! In der Sammlung des Königlich Sächsischen Altertumsvereins in Dresden ist ein halbkreisförmiges Flachrelief, das bis 1840 über der Tür der uralten Kirche zu Elstertrebnitz bei Pegau den Bogen füllte. Die Arbeit ist sehr roh, aber sie spricht eine deutliche Sprache von Dingen, über die keine Urkunde

berichtet. In der Mitte sieht man die Büste des Heilands. Die rechte Hand zum Schwur erhoben, verspricht einem Märtyrer, der durch eine emporgehaltne Bitte kenntlich ist, das Himmelreich, die Linke hält die Heilige Schrift (angedeutet durch die Buchstaben A und Q) einem Slawen vor, der den Gekreuzigten anbetet. Hinter dem Märtyrer ist ein Rad, hinter dem Slawen eine Gans abgebildet. Das Auffallendste ist die Darstellung Christi, der als Brustbild aus einem gestuften Sockel emporsproßt und fast einem Götzenbilde gleicht. Das war wohl die Absicht des Steinmetzen: er wollte den Heiland den Heiden dadurch näher bringen, daß er ihn äußerlich den alten Slawengöttern ähnlich machte. So ist uns das Relief von Elstertrebnitz eine steinerne Urkunde der an den Slawen der Elsteraue geleisteten Missionsarbeit. An einer andern Stelle, in Zabel an der Elbe, ist sogar das Bild eines Slawengottes, ein Ungeheuer mit breitem Kopfe, glohenden Augen, weit geöffnetem Munde und fleischenden Zähnen, im Innern des Turmes eingemauert worden, nicht etwa um den Triumph des siegenden Christus über diesen Gott darzustellen, sondern um die ihm im Herzen immer noch zugetanen Slawen zum Besuche des christlichen Gotteshauses anzulocken.

Während der dritten Epoche der Christianisierung (1123 bis 1200) erreichte die romanische Kirchenbaukunst im Westen und Süden Deutschlands ihre höchste Blüte. In unserm Koloniallande zwischen Elster und Elbe, das eben erst den Slawen abgerungen wurde, gab es bei dem härtern Kampf ums Dasein und bei der Dürftigkeit der vorhandenen Mittel zunächst nur einen schwachen Abglanz der phantasievollen Herrlichkeit, die uns aus den Domen von Mainz, Worms, Bamberg, Speier entgegenstrahlt. Von größern und kunstvollern Kirchenbauten aus dieser Zeit sind eigentlich nur die Klosterkirchen von Zschillen und Altzelle zu nennen. Aber romanische Bauweise zeigt doch auch die Dorfkirche unsrer Gegend. Sie ist in jener Zeit meist nur aus Feldsteinen errichtet, der Pfarrer war der Bauherr, die Bauern selbst die Maurer, nur selten wurde ein höherer Kunst teilhafter Steinmetz zugezogen: aber sie entzückt uns noch heute durch schlichte Anmut und den Zauber des Heimatlichen. Die hier übliche Form ist folgende: an eine nach Osten zu halbkreisförmige, gewölbte Apsis, vor der der Altar steht, schließt sich ein viereckiger Chor, daran nach Westen zu das um eine Stufe niedriger liegende Langhaus und endlich ein Turm, dessen Untergeschoß eine Vorhalle zum Langhaus bildet. Weder der Zahn der Zeit noch das Feuer der Kriege noch die Neuerungswut der Architekten hat diese ehrwürdigen Urkirchen unsrer Dorfpfarochien gänzlich vom heimischen Boden vertilgen können, und gerade in der nähern und weitem Umgegend des Collmberges finden sie sich noch in erfreulicher Anzahl, so in Wermsdorf und in Collm, in Knobelsdorf bei Döbeln, Schönherstadt bei Leisnig, Wasewitz, Altenbach bei Wurzen, Döben, Großbardau, Trebsen, Otterwisch, Pomßen, Klinga, Gresten bei Grimma, Schmorkau, Böschau, Sonnenwitz bei Dschatz, Deutsch-Luppa, Cavertitz, Calbitz, Döhsensaal bei Dahlen, Lorenzkirch bei Strehla. In manchen Kirchtürmen hängen sogar noch die alten Glocken, die also von der Gründung der Parochie bis zum heutigen Tage ununterbrochen in Gottes Dienst sind, so in Erlbach bei Colditz eine Glocke aus dem zwölften Jahrhundert, die der Gießer mit einem romantischen Crucifixus geziert hat, eine andre im nahen Collm mit der in ganz altertümlichen Buchstaben erhaltenen Inschrift: O rex gloria, vemi cum pace, amen. Das stammelnde Latein des Priesters mit der Bitte um Gottesfrieden gerade in der Nähe des unheimlichen Waldes und des Berges mit den alten slawisch-heidnischen Heiligtümern reden eine deutliche Sprache! Das Gebet des bekümmerten Pfarrers von Collm wurde erhört: der Sieg Christi vollendete sich, und der „König der Ehren“ zog ein als milder Herrscher nicht nur in die überall aus dem Boden wachsenden Gotteshäuser, sondern auch in das innerste Herz und Gemüt der Menschen.

Den frommen Bauern, die damals unsre Gaue bewohnten, genügte es nicht, das Gotteshaus aus Stein zu fügen und mit dem notwendigsten Gerät auszustatten: in der dritten Epoche wurde auch der Trieb lebendig, die Kirche mit Gebilden der Kunst zu schmücken. Der Dorfschmied begann die schwere Eichentür kunstvoll mit eisernen Bändern, oft in Form von Tier-Teufelsgestalten, zu beschlagen, als ob man dadurch die Unholde bannen könne, die Frauen webten und sticften kostbares Linnen zu geistlichen Gewändern und zum Schmuck des Altars, und der dörfliche oder städtische Bildschnitzer lieferte die aus Holz gemeißelten Heiligen in bunter Färbung und reicher Vergoldung. Die meisten Erzeugnisse dieser ehrwürdigen Kunst haben Krieg und Feuer, Bildersturm und Aufklärung vernichtet: aber es sind doch vollgiltige Beweise vorhanden, daß die berühmte sächsische Bildhauerschule, die in der Zeit von 1170 bis 1230 die Erzeugnisse der ältern deutschen Kunststätten des Westens nicht nur erreichte, sondern übertraf, auch manche Dorfkirche verschönt hat. Ich denke da namentlich an die vor sechs Jahren in Oßdorf bei Döbeln gemachten Funde: eine Madonna mit dem Kinde, die allerdings in ihrer archaischen Steifheit auf eine ältere Kunstübung zurückweist, verwandt den Figuren Ottos und Edithas in der sechzehnseitigen Kapelle des Magdeburger Domes, ferner eine etwas lebhafter aufgefaßte Mutter Gottes aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, endlich ein Apostel Johannes, der durch Gestalt und lächelnden Gesichtsausdruck den Figuren der Stifter im Raumburger und Meißner Dom nahestehend, entschieden der Blütezeit der sächsischen Schule entstammt.*) Aber freilich, diese dörflichen Schnitzereien sind nur ein schwacher Abglanz von dem, was damals an den Brennpunkten der meißnisch-sächsischen Kultur im Kloster Zschillen, dem heutigen Wechselburg, in Meissen und in Freiberg geleistet wurde. Wer jemals andächtig unter dem Gekreuzigten des Wechselburger Altarwerks (entstanden um 1190) gestanden hat, der wird weder den Blick des Heilands noch den der Maria und des Johannes vergessen können, und wer jemals offenen Auges in den an Dantes Dichtung gemahnenden Himmel geschaut hat, den der Freiburger Meister um 1230 über der goldnen Pforte des Domes gewölbt hat, der wird reiner und geläuterter von dannen gezogen sein. In diesen Kunstwerken ist Gemüt von unserm Gemüt, hier ist die alte echte sächsische Eigenart, die unserm Stamme im Sturm der Zeiten treugebliebne Innigkeit, Wehmut und Kraft. Wie kam eine so bedeutende Wirkung gerade auf unserm Neulande zustande? Weil Neues oder als neu Empfundnes mit besondrer Innigkeit erfaßt zu werden pflegt. Wie die Zeit, wo Christus in die Gemüter der Niedersachsen einzog, in der wundervollen herzenbezwingenden Helianddichtung ihr schönstes Echo findet, so prägt sich die Zeit, wo in dem aus deutschen und slawischen Trümmern neuzusammengesetzten Kolonistenstamme unsers Landes das Bekenntnis zu Christo zuerst mit dem vollen Anteil der Herzen erscholl, am schönsten in der christlichen Kunst dieser Epoche aus. Hier wuchs eine religiös tief und einmütig empfindende, sozial und wirtschaftlich auf das glücklichste geordnete Bevölkerung für kurze Zeit einmal über sich selbst hinaus. Niemals weder vorher noch nachher hat die bildende Kunst in Sachsen auf solcher Höhe gestanden.

Doch nun genug der Betrachtungen; sie sollen dem vom Collenberg niedersteigenden Wandrer einige Richtlinien bieten bei der Betrachtung der Dörfer und der Kirchen, an denen sein Weg vorüberführt. Gleich die erste Ortschaft, auf die er stößt, das Dorf Collm, darf der Wandrer nicht durchhellen, sondern muß in den Kirchhof eintreten. Denn abgesehen von der romanischen Apsis des Kirchleins und

*) Die folgenden Sätze habe ich aus meinem am 8. Juli 1908 beim Missionsfest auf dem Collmberge gehaltenen und im Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für 1909 gedruckten Vortrage: „Die Anfänge des Christentums zwischen Elster und Elbe“ herübergenommen.

den uralten Glocken des Turmes fesselt uns hier der Anblick einer einzigartigen Dorflinde. Ein Riesenbaum, von dem jeder Hauptast wieder so stark ist wie eine alte Linde, umhüllt von tiefgerißner, narbenvoller Rinde steht da vor uns mit allen Spuren eines fast tausendjährigen Kampfes gegen den Zeitenstrom und den Wellensturm und doch auch wieder mit allen Spuren unverwüstlich sprossenden, ewig sich verjüngenden Lebens, ein getreues Abbild des deutschen Volkes. Ich kenne kaum etwas Ehrwürdigeres als diese Linde, die die ganze Geschichte des Dorfes gesehen hat von der Gründung bis zur Gegenwart. An ihren Ästen hat der Markgraf bei dem Landding seinen Schild aufgehängt, rings um sie her standen die ritterlichen Herren des Meißner Landes. Von der Zeit an, wo der Sakristan durch das Abendläuten die auf dem Berge wohnenden Heidengötter von den Giebeln der Häuser verschuchte, bis zu der Zeit, wo Zepplins Luftschiff auch den Collenberg überfliegt; sind alle die Collmer, die überhaupt geboren wurden, an dieser Linde vorübergetragen worden zur Taufe und dann wiederum zur stillen Ruß in Gottes Acker. Aus der nahen Kirche sind dieser Linde jahrhundertlang die frommen Messgesänge der Priester durchs Geäst gerauscht und dann wieder jahrhundertlang die kampffrohen Gemeindelieder Luthers, und wer weiß, was ihr noch dereinst durchs Geäst rauschen wird, wenn der Modernsten Kultus der Vernunft das Christentum ins alte Eisen wirft. Aber das alte Eisen ist langlebig: noch haftet in der gefurchten Rinde des Baumes ein Kettlein und ein Halsring aus diesem Metall, an die vorzeiten die geschlossen worden, die kirchliche Ehrenstrafen zu verbüßen hatten.

Vom Dorfe Collm führen drei Wege hinunter in den Bereich der Leipzig — Dresdner Bahn: der kürzeste über Calbitz und Mallwitz nach dem Bahnhof Dahlen, der landschaftlich schönste durch den Dschager Kirchwald über Striesa nach Dschag, der für den Geschichtsfreund interessanteste — der sogenannte Butterweg — in den Dschager Stadtwald, später auf schmälern Waldpfaden rechts ab über die Lamperzdorf — Dschager Straße hinweg zum Stranggraben hinunter und an diesem hin zum „Wüste Schloß Osterland“, das vor dem Waldbanfang an der Straßenkreuzung Striesa — Thalheim und Lamperzdorf — Dschag liegt. Es ist eine der stattlichsten Ruinen Sachsens, aber auch eine der rätselhaftesten. Noch Cornelius Gurkitt erklärt im sächsischen Inventarkationswerk (1905), daß er Bauteile, die Aufschluß über ihr Alter geben, nicht gefunden habe, und lehnt auch ab, Vermutungen über Zweck und Geschichte des sehr merkwürdigen Baues auszusprechen. Als ich das Wüste Schloß im Mai 1908 gelegentlich eines Ausflugs, den der Königlich Sächsische Altertumsverein dorthin unternommen hatte, zum erstenmal sah, staunte ich über die Großartigkeit und Eigenart der ganzen Anlage. Angesichts des östlichen Eckturms mit der Treppenhöhlung und der Dicke der Bruchsteinmauern mußte ich unwillkürlich an die Ruinen des römischen Kaiserpalastes in Trier denken, die freilich noch weit umfangreicher und großartiger sind. Das Wüste Schloß setzt einen ausgebildeten Steinbau voraus, es kann keinesfalls vor dem elften Jahrhundert entstanden sein. Es ist sicherlich keine gewöhnliche Adelsburg gewesen; alle Kennzeichen einer solchen wie Bergfried, Wallgraben u. a. fehlen; noch viel weniger war es ein bürgerliches Haus: dem widersprechen schon die Größenverhältnisse; denn es bildet ein Rechteck von $41,5 \times 32,5$ Metern und bestand aus einem durch zwei gewaltige quadratische Ecktürme flankierten Mittelbau, an den sich rechtwinklig zwei gleichtiefe Flügel ansetzen, Bauteile, die zusammen mit einer die Flügelenden verbindenden nach Nordwesten liegenden Mauer einen fast quadratischen Hof von $22 \times 20,5$ Metern umschließen. Dieser Hof hatte auf der Mitte der Nordwestmauer sein Tor. Bei diesen Größenverhältnissen bleibt nichts übrig, als die Ansicht der ältern Chronikisten wieder aufzunehmen und den Bau als einen Palast der Landesherrschaft aufzufassen, eine Auffassung, die durch das, was

bei einer Ausgrabung der Ruine im Jahre 1904 zum Vorschein gekommen ist, noch wesentlich gestützt wird. Leider ist von den ausgegrabnen Gegenständen eine polsterartige Säulenbasis auf unerklärliche Weise abhanden gekommen. Doch hat sie der um die Erforschung der Ruine sehr verdiente Justizrat Schmorl in Dschaz gesehen. Alles übrige, was der Erdboden und namentlich der verschüttete Brunnen herausgab, ist jetzt im Museum des Altertumsvereins in Dschaz. Das sind namentlich zahlreiche Bruchstücke von Tongefäßen, die auf der Drehbank hergestellt sind, übrigens aber einen auffallend archaisierenden Stil zeigen. Sie brauchen uns deswegen nicht in die slawische Zeit der Landschaft zurückzuführen, wohl aber in die Zeit, wo die Töpferei im nahen Dschaz und auf den umliegenden Dörfern noch von Slawen oder doch nach slawischen Mustern ausgeübt wurde, also etwa ins zwölfte Jahrhundert. Ferner fanden sich zwei rötliche Säulentrommeln, die erkennen lassen, daß die jetzt so schmucklosen Mauern vermutlich eine Verzierung von Säulen oder Pilastern besaßen, wie diese bei den frühesten romanischen Profanbauten Mitteldeutschlands, zum Beispiel in der Kaiserpfalz in Goslar, vorkommen. Andre bearbeitete Steine werden verschleppt sein, denn die Ruine ist jahrhundertlang von den Umwohnern als Steinbruch benutzt worden. Möglicherweise stammen die im Turmbau des Parks von Machern verbauten romanischen Werkstücke aus dieser Quelle. Endlich sind im Bauschutt Brakteaten von Markgraf Dietrich († 1221) und Heinrich dem Erlauchten (1221 bis 1288) und, was das wichtigste ist, eine Matrize Heinrichs des Erlauchten zur Herstellung von Brakteaten gefunden worden. Kein Fund weist über die Zeit Heinrichs des Erlauchten hinaus, die Gefäßscherben weiter zurück. Wenn man nun dazu rechnet, daß auf dem Collmberg von Otto dem Reichen an bis in die Zeit Heinrichs des Erlauchten und zwar in den Jahren 1185 bis 1259 die Landtage abgehalten wurden, bei denen der Markgraf mit seinem ritterlichen Adel und der hohen Geistlichkeit unter freiem Himmel richtete und ratschlugte, so liegt der Schluß nahe, das wüste Schloß sei die Ruine des steinernen Markgrafenhauses, das Otto der Reiche um 1185 am Fuße des Collmberges erbaute, um während des Landtags für sich und sein Gefolge einen festen Wohnsitz in der Nähe der Dingstätte zu haben. Das erste urkundlich bezeugte Landtag am Collmberge, bei dem unter anderem die Besitzungen des Klosters Altenzelle festgestellt wurden, fand am 2. August 1185 statt: denn die Unterschrift der Urkunde lautet: *Acta sunt hec in placido Chulmice (Colmitz, alter Name für das Dorf Collm) anno ab incarnatione domini millesimo centesimo octogesimo quinto, indictione tertia, quarto nonas augusti, regnante Friderico imperatore, Widleuo abbate negotium presens nobiscum promovente.* Das Haus ist dann zu dem gleichen Zwecke auch von Ottos Nachfolgern Dietrich und Heinrich bis 1259 benutzt worden; es wurde auch nach Bedarf darin gemünzt, wie der Fund der Matrize zeigt. Später wurde es, da die Landtage in Städten abgehalten wurden, nur noch als Jagdhaus benutzt. Endlich aber wurde es — der Schutt ist mit Holzkohlenresten durchsetzt — durch Feuer zerstört, sei es bei dem Zuge König Adolfs gegen Meissen (1296) oder in einem spätern Kriege. Schon in einer Urkunde vom 12. Mai 1379 wird es als das „wüste steinhüs“ bezeichnet. Ebenso sprechen Urkunden von 1388 und 1404 von einem Tiergarten „bei dem alten steinhuz“. Auf der Dederichen Karte (um 1586) lesen wir an der betreffenden Stelle: „Das alte Schloß gestanden“; in dem Zürnerschen Atlas (etwa von 1722) den Namen „Schloß Osterland“. Wenn man nach gleichzeitigen Profanbauten in Deutschland Umschau hält, die man zum Vergleich heranziehen könnte, so wird man an die Reste der Pfalz des Kaisers Barbarossa in Gelnhausen und an das Braunschweiger Steinhaus Heinrichs des Löwen, Dankwarderode, denken müssen.

Aber es ist — im Zeitalter der Kreuz- und Römerzüge — auch nicht ausgeschlossen, daß für den meißnischen Bau italienische Vorbilder in Betracht kämen: der von Ecktürmen flankierte Mittelbau mit den rechtwinklig angefügten Flügeln deutet vielleicht auf ein südliches Vorbild, ebenso vielleicht die auf dem Fußboden nachweisbare Schicht von Gips und Pech, die zum Schutze gegen Feuchtigkeit angebracht sein, aber auch als Unterlage von Steinmosaiken aufgefaßt werden könnte. Jedenfalls verdient das wüste Schloß bei Dschaz als der älteste Rest eines fürstlichen Profanbaues der Mark Meissen eine erneute, nach allen Regeln der Wissenschaft vorzunehmende Ausgrabung, die sich auch auf das umgebende Gelände erstrecken müßte; von dieser Stelle aus eröffnen sich vielleicht neue Perspektiven über die Geschichte der ältern Kultur unsrer Landschaft.

Während wir in dem einsamen alten Gemäuer Umschau halten und unsre Gedanken austauschen, hat sich die Nacht auf seinen Flügeln vom Collenberg ins Tal gesenkt. Es ist eine stille Maiennacht, und der Vollmond steigt über den feuchten Wiesen empor, ihre Nebel bald verdichtend, bald in leichten Silberflor lösend. Es ist die Stimmung in der Natur, die Matthias Claudius in seinen himmlischen Versen malt:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen:
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Auch bei uns schweigt der Streit der Meinungen, der am Tage laut war; wir ziehen stumm unsre Straße nach Dschaz hinein. Die alte Stadt ist reich an kirchlichen und weltlichen Altertümern, die ein tätiger Altertumsverein und eine einsichtige Stadtverwaltung nach Kräften zu erhalten bemüht sind. Wir erreichen den Neumarkt mit dem malerischen Brunnen von 1588 und der herrlichen Rathaustrampe, einer Perle deutscher Renaissancekunst, und der zwischen Rathaus und Stadtwache gigantisch aufragenden doppeltürmigen Agidiuskirche, das Ganze eines der wenigen in alter Schönheit und Traulichkeit erhaltenen Marktbilder einer sächsischen Kleinstadt. Ein Mondstrahl zeigt uns sogar den kunstvoll in eine Ecke neben dem Rathaus eingeklemmten schmiedeeisernen Pranger. Aber wir eilen zum Bahnhof; ein kurzer Abschied von den nach Osten fahrenden Wandergenossen, und ich steige in den Leipziger Schnellzug. Ein Fensterplatz in einem großen, ruhig laufenden Wagen nimmt mich auf, und ich genieße nach der anstrengenden Wanderung des Tages in vollen Zügen die Segnungen der modernen Kultur. Die Reisenden stehen meist plaudernd im Seitengange; sie reden von Breslau und Wien, von Belgrad und Konstantinopel. Mich begleiten die heimischen Wanderbilder, aber anders als zuvor. Den ganzen Tag bin ich durch Felsen und Trümmer alter Kultur gegangen, die abendliche Phantasie, unterstützt vom gleichmäßigen Rollen der Räder, fügt die Trümmer zum Ganzen und stellt es verklärt vor das innere Auge. Während ich ein wenig einnickte, ist es mir, als ritte und flöge ein dichtgedrängter Schwarm von Hirschen und Hunden, Jägern und Bauern, Rittern und Fürsten neben dem Zuge. Dann wird das Rauschen der Räder zu einer lauten, kriegerischen Musik, aus der die Heerpauken tönen. Und aus den nebelnden Wiesen erhebt sich das Markgrafenhaus in altem Glanze. Kienfackeln erhellen die untern Hallen, wo auf dem Steinfußboden die reißigen Herren des Meißner Adels zechen, oben aber im teppichbehangenen Gemache sitzt Markgraf Dietrich, die Zornesfalte zwischen den buschigen Brauen, und prüft die Pläne zu drei Burgen, die ihm das trotzige Leipzig, gegen das er zu

Selbe zieht, zähmen sollen. Die stärkste wird die Pleißenburg mit dem gewaltigen Bergfried. Der Markgraf ahnt nicht, daß in diesem Bergfried einst ein noch viel kühnerer Mann als der Leipziger Bürgermeister, der Wittenberger Mönch sein „Loß von Rom“ hindonnern wird, und daß wieder nach Jahrhunderten um eben diesen Bergfried die rastlos aufstrebenden Bürger den idealen Mittelpunkt ihres unvergleichlichen Gemeinwesens, ihr Rathhaus, bauen werden, noch weniger, daß seine Urenkel in eben dieser Stadt vor einer aus allen Gauen der Welt zusammengeströmten Festversammlung das akademische Bürgerrecht erwerben sollen. Doch nun sind die Weichen der Station Dahlen hinter uns, die Rädermusik wird sanfter und lieblicher — im Markgrafenhause am Collm sitzt ein junger Herr im Schmucke blonder Locken, er schlägt die Laute in vollen, weichen Tönen, Herr Heinrich der Erlauchte, und singt die Liebesweise:

Waz hät diu welt ze gebenne më
 dâ von ein sendin nôt zergê
 dann wibes minne aleine?
 Ein wip diu löslich lachen kan
 gën einem wol gemuoten man,
 der fröiden ist nicht kleine.

Da — ein Ruck der Carpenterbremse — der Zug steht still — der Schaffner ruft: Wurzen — ich reiße mir die Augen und beeile mich auszustiegen, denn der moderne D-Zug wartet nicht auf Träumende.



Ein Besuch in Chiusti, dem Clusium der Alten



Chiusti, im Herzen des toscanischen Berglandes gelegen, hat als Vereinigungspunkt der Bahnlinien Florenz — Rom und Siena — Rom in neuerer Zeit eine wenn auch nur bescheidne Bedeutung erlangt. Jahraus, jahrein flutet hier der Fremdenstrom dem Süden zu mit nur kurzem Halt, wo dann dem von Norden her Kommenden zum erstenmal der köstliche Orvietowein in zierlichen, strohumsflochtenem Glaschino kredenzt wird. Die Erinnerung daran ist für die große Masse der Reisenden das einzige, was sie von Chiusti mitnimmt, denn nach der Stadt, die der Station den Namen gegeben hat, fragt kaum jemand. Sieht es doch wirklich so aus, als hätte sie sich im Bewußtsein ihrer Altertümlichkeit vor dem modernen Verkehr unten im Chianatale schein auf die hohe Bergwand zurückgezogen; denn eine ehrwürdige Vergangenheit und einen klangvollen Namen in der Weltgeschichte hat das Städtchen in der Tat.

Clusium nannte es sich im Altertum, und aus seinen Toren zog einst, wie jeder weiß, Porfenna gegen Rom zu Felde, um dort den König Tarquinius wieder auf den Thron zu setzen, von dem ihn die Römer wegen seines Willkürregiments gestoßen hatten. Das Unternehmen des Porfenna entsprang nicht bloßer Abenteuerlust, sondern berechtigtem Machtgefühl; war doch Clusium damals die mächtigste Stadt des etruskischen Volkes, das seine Herrschaft vom Po bis zum Golf von Neapel ausdehnte und ungefähr vom achten Jahr-